

Raubkunst auf der Documenta 1?

Warum Kunsthistoriker häufig die falschen Fragen stellen und warum es an der Zeit ist, Erzählungen von der Verfemung und dem Triumph der Kunstmoderne zu revidieren.

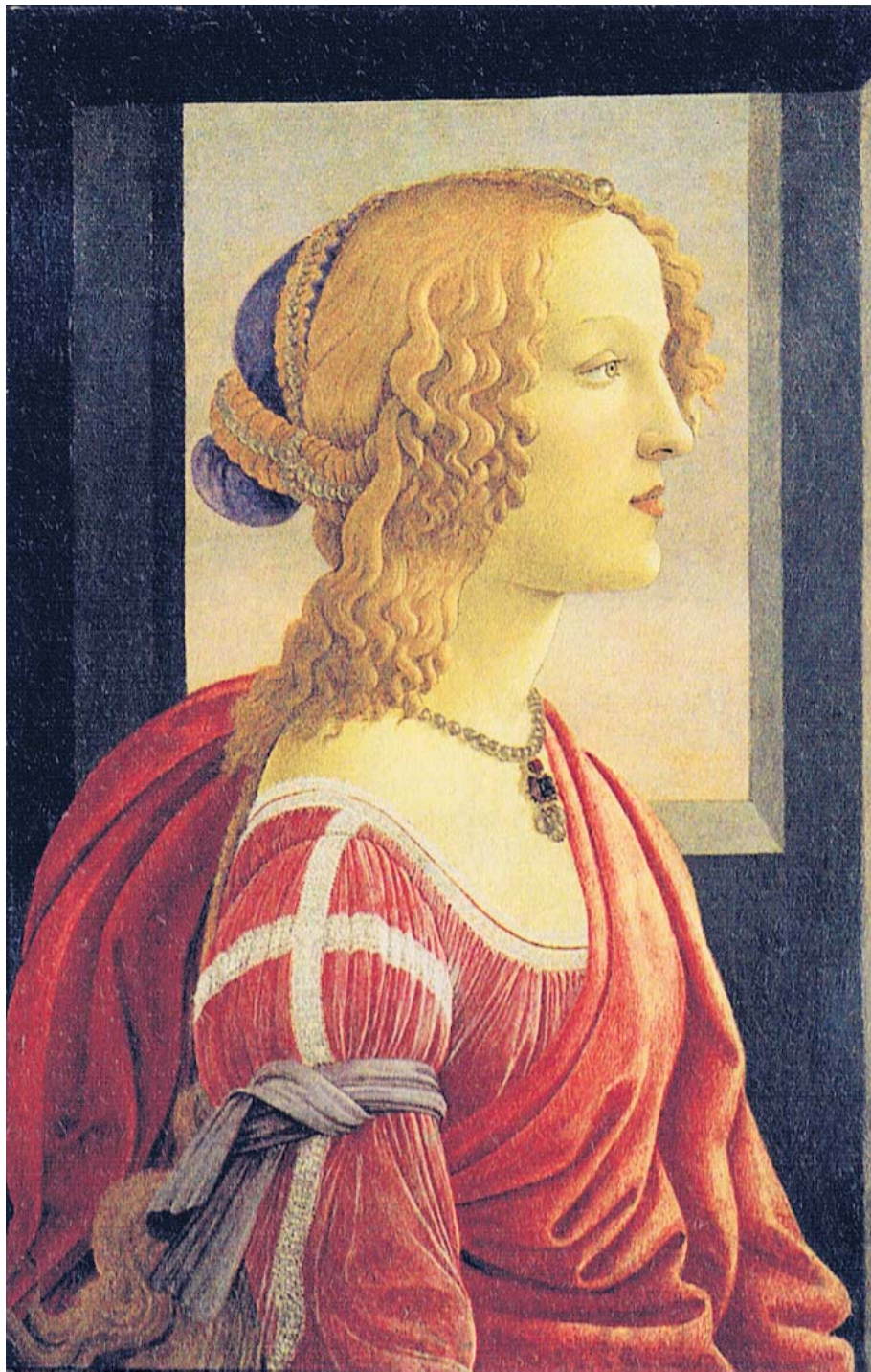
Von Frank Zöllner

Es ist nicht so, dass es in den vergangenen Jahren keine Auseinandersetzung mit den Themen Raubkunst und „Entartete Kunst“ gegeben hätte. Im Gegenteil, die Aktivitäten etlicher Kunsthändler vor, während und nach dem Nationalsozialismus wurden ebenso untersucht wie die Schicksale einzelner Privatsammler und das Handeln öffentlicher Museen. Datenbanken und Fallstudien allein reichen aber nicht aus. Es fehlt aber bislang die Aufnahme von Fragen des Sammelns, der Provenienzforschung und des Kunsthandels in das grundlegende methodische Instrumentarium des Faches Kunstgeschichte.

Das lehrt beispielsweise eine Werkstattversion der sogenannten „Bella Simonetta“ Botticellis, die sich heute in der Marubeni Corporation in Tokio befindet. Die ältere Forschung hat sich mit der Zuschreibung des Porträts befasst, mit seinem Kontext und eher am Rande mit seiner Provenienz. Die frühen Besitzer der „Bella Simonetta“ sind identifiziert. Auch der bedeutende Berliner Sammler Marcus Kappel (1920 auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Prenzlauer Berg bestattet) findet regelmäßig Erwähnung, doch dann werden die Angaben unvollständig. In der Literatur ist von einer „Mrs. Noah“ als Besitzerin die Rede, aber auch von einem „Dr. Noak“. Nach dem Krieg berichtet der italienische Kunsthistoriker Roberto Salvini, das Porträt 1939 bei einem „antiquario Bernheim“ in München gesehen zu haben. Für die folgenden Jahre fehlen Nachrichten zu dem Gemälde ganz, bis es dann als Spitzenlos der Auktion vom 5. Juli 1967 bei Sotheby's in London versteigert wird. Die Provenienzzangaben im Auktionskatalog sind lückenhaft und vage.

Angesichts dieser Unschärfen hätte man sich eigentlich fragen müssen, warum für Kappels „Bella Simonetta“ „undurchsichtige Besitzerwechsel am Vorabend des Zweiten Weltkrieges“ zu konstatieren sind. Einige Antworten ermöglicht die 2009 freigeschaltete Datenbank des Deutschen Historischen Museums (DHM) zum Central Collecting Point (CCP) in München. Sie vereint mehrere Datenbestände zum Thema Raubkunst und Restitution, darunter Informationen zu den 1933 bis 1945 unrechtmäßig entzogenen Werken, die von den „Monuments, Fine Arts and Archives Services“ (bekannt auch als die „Monuments Men“) der amerikanischen Armee sichergestellt und ab 1945 in München zusammengetragen wurden. Die Datenbank enthält auch Informationen zur „Bella Simonetta“ Marcus Kappels.

Erbe des Gemäldes war offenbar die mit einem Dr. Noah verheiratete Tochter Kappels. Über deren Schicksal verliert die Dokumentation des CCP kein Wort, über das des Bildes schon. 1939 befindet es sich im Besitz von Walter Bornheims „Galerie für Alte Kunst“ in München (Salvini „antiquario Bernheim“). Bornheim hatte das Gemälde durch einen bislang in der Forschung unbekannt Rechtsanwalt Walter Döring aus Berlin für 250 000 Reichsmark vermittelt bekommen. Aus dem Besitz Bornheims geht es 1939 für 300 000 RM über die Vermittlung von Gerdy Troost, der Witwe des NS-Architekten Paul Ludwig Troost, an die Reichskanzlei für den „Sonderauftrag Litz“.



Sandro Botticellis „Bella Simonetta“ (oben) und „Turandot II“ von Alexej von Jawlensky aus dem Jahr 1912

Fotos Archiv, ddp

Das Porträt galt damals offenbar als Original Botticellis. Dafür sprechen der recht hohe Preis und der Umstand, dass die „Bella Simonetta“ ihre Transportkiste mit zwei Spitzenstücken teilte, Vermeers „Astronom“ (Sammlung Rothschild, jetzt Paris, Louvre) und Memlings „Bildnis eines Mannes mit Brief“ (Florenz, Uffizien). Ein kurzes Nachspiel hat die Geschichte im Jahr 1950, als eine Restitutionsforderung auftaucht, die aber abgewiesen wird. Im Jahr 1967 folgen ein weiteres Restitutionsverfahren und die Versteigerung der „Bella Simonetta“ in London.

Die Daten aus dem CCP sind aufschlussreich, aber vieles bleibt ohne weiteres Quellenstudium unklar. So ist nicht eindeutig erkennbar, ob die Tochter Marcus Kappels 1938 überhaupt Zahlungen erhielt. Schwer zu beurteilen sind zudem die rechtlichen und moralischen Dimensionen der Transaktionen. Das hängt auch damit zusammen, dass etliche Angaben zur „Bella Simonetta“ von jenen Akteuren stammen, die bis 1945 für den Handel mit Raubkunst verantwortlich waren. Zu den zwischen 1949 und 1951 am CCP befragten Personen zählt Walter Bornheim, einer von Hermann Görings Einkäufern geraubten Kulturgutes. Bornheim profitierte direkt von den wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen des Nationalsozialismus: Seine „Galerie für Alte Kunst“ war durch die Arierisierung der Kunsthandlung A. S. Drey entstanden.

Ein weiterer Informant für die Arbeit am CCP war Karl Haberstock, im Urteil der „Monuments Men“ der „berühmteste Kunsthändler Europas“. Bornheim und Haberstock als bekannte Akteure des NS-Kunstraubes gehören also zur wechselhaften Geschichte der „Bella Simonetta“. Und diese Geschichte ist eigentlich interessanter als das Gemälde selbst.

Ähnliches gilt auch für einige Werke der Avantgarde des zwanzigsten Jahrhunderts, wie ein Blick auf die Documenta 1 von 1955 lehrt. So stammten dort etliche Exponate (Baumeister, Feininger, Paula Modersohn-Becker, Schmidt-Rottluff) von dem Galeristen Ferdinand Möller, zusammen mit Hildebrand Gurlitt, Bernhard Boehmer und Karl Buchholz Mitglied der „Kommission zur Verwertung der beschlagnahmten Werke entarteter Kunst“. Er gehörte also zu den Protagonisten des Handels mit verfolgungsbedingt entzogener und „entarteter“ Kunst in den dreißiger bis fünfziger Jahren. Ebenso wie Gurlitt steht er zudem für die Ambivalenz des Geschehens, denn auch er war Förderer der verfemten Avantgarde und zugleich deren Verwerter und dies sowohl im Auftrag der Nationalsozialisten als auch beim Handel mit Avantgarderkunst in den Jahren nach 1945.

Man muss natürlich nicht hinter jedem Kunstwerk aus den Sammlungen NS-belasteter Akteure einen Restitutionsfall vermuten, aber man sollte die Geschichten der von ihnen verwerteten Bilder besser ausleuchten. Mehr Aufmerksamkeit verdient beispielsweise ein Spitzenexponat der Documenta 1, Jawlenskys „Turandot II“ von 1912.

Der Künstler hatte das Gemälde 1924 dem bedeutenden Sammler der Avantgarde Heinrich Kirchoff in Wiesbaden geschenkt, der es zusammen mit anderen Gemälden des Expressionismus dem dortigen Museum als Leihgabe überließ. 1933 werden ihm die nun als „entartet“ geltenden Werke zurückgegeben, darunter auch „Turandot II“. Gleichzeitig erhält Jawlensky Ausstellungsverbot. Bereits im Jahr darauf stirbt Kirchoff, die Sammlung gelangt in den Besitz seiner drei Kinder und seiner deutlich jüngeren Frau Antonie Heinzberger, genannt Tony. Wenig später, Ende 1935, entsteht ein Inventar, das insgesamt 108 Werke nennt, darunter 37 Ölgemälde und 64 Aquarelle.

1938, im Jahr des Gesetzes zur Einziehung „entarteter Kunst“, erfolgt die Aufteilung der Sammlung Heinrich Kirchoffs auf seine drei Kinder (Maria, Antonie, Heinz) und seine Witwe. Dabei machen die Werke Jawlenskys einen erheblichen Teil der Sammlung aus. Ein Inventar des Jahres 1939 nennt allein 33 Bilder des Künstlers, darunter an erster Stelle „Turandot II“. Dann verliert sich die Spur des Gemäldes, bis es 1955 auf der Documenta wiederauftaucht.

Über Jawlenskys „Turandot II“ wissen wir inzwischen, dass die Landesgalerie Hannover das Gemälde im Jahr 1955 aus dem Nachlass des im September 1954 verstorbenen Conrad Doebbeke erwirbt. Über die Aktivitäten Doebbekes und seiner Erben (seine Frau Elsa und sein Sohn Tomy) sind wir durch die Provenienzforschung in Hannover mittlerweile besser informiert als noch vor wenigen Jahren. Tatsächlich haben Doebbeke und die Seinen nach dem Krieg reichlich mit verfolgungsbedingt entzogener und vor allem mit „entarteter“ Kunst gehandelt. Auf Restitutionsforderungen jüdischer Besitzer reagierten sie gelegentlich mit offen antisemitischen Begründungen. Der Ankauf von Jawlenskys „Turandot II“ im Jahr 1955 bleibt von diesen unangenehmen Begleitgeräuschen jedoch weitgehend unberührt und findet sofort ein begeistertes Echo. Die „Weltkunst“ jubelt, dass man ein Spitzenstück der in den „dreißiger Jahren verfolgten Kunstrichtungen“ habe erwerben können, einen „Höhepunkt der Entfaltung der modernen Kunst“.

Auch in den Folgejahren wird Doebbekes Rolle keineswegs als problematisch empfunden, man freut sich über den glücklichen Zufall, der seine Sammlung und mit ihr die Avantgarde zurück nach Hannover gebracht habe. In diesem Narrativ werden also die Verfemung der Moderne während des Nationalsozialismus und ihr Triumph im Nachkriegsdeutschland plakativ inszeniert, ohne dabei in einer etwas differenzierteren Sicht auch die Geschichten der Akteure in den Blick zu nehmen.

Dieser Sichtweise folgt uneingeschränkt noch die legendäre Weimarer Ausstellung „Aufstieg und Fall der Moderne“ von 1999. Als Spitzenstück der Avantgarde findet „Turandot II“ einen Ehrenplatz auf dem Katalogumschlag, denn das Bild war 1922 in einer Retrospektive des Künstlers in Weimar zu sehen gewesen. Jawlenskys Gemälde wird damit zum Gesicht der bis heute gängigen Ansichten zum Aufstieg, zu Fall und schließlich Triumph der Moderne. Ein zentraler Teil dieser Geschichte, der Weg des Gemäldes über die Sammlungen Kirchoffs und Doebbekes in ein öffentliches Museum und auf die Documenta 1, findet hierbei allerdings keinerlei Erwähnung. Aber genau das wäre eigentlich interessanter gewesen als das immer gleiche Narrativ vom Wiederaufstieg der verfemten Avantgarde.

Die „Bella Simonetta“ und „Turandot II“ verdeutlichen, dass man künftig sehr viel genauer auf die Provenienz von Kunstwerken, auf ihre Besitzer sowie auf die Akteure im Handel und in den Museen wird schauen müssen. Das fängt bei der präzisen Identifizierung der Sammler an. Größere Präzision wünscht man sich generell für Auktionskataloge sowie für Bestands- und Werkverzeichnisse, namentlich für die der Avantgarde, wo Provenienzzangaben für die Jahre zwischen 1933 und 1960 oft erstaunlich unscharf bleiben. Ausstellungskataloge zum Schicksal der Avantgarde und ihrer Sammler werden künftig kaum umhinkönnen, auch die dramatischen Jahre vom „Aufstieg und Fall der Moderne“ unter die Lupe zu nehmen. Zudem sollte das gesamte Schrifttum zu Raubkunst, Restitution und „Entarteter Kunst“ grundsätzlich Indizes aufweisen, die neben den Namen von Künstlern auch die von Sammlern und Händlern vollständig aufführen. Die hier genannten Postulate beziehen sich auf das rein Handwerkliche. Ebenso wichtig wäre die Bereitschaft zum Einsatz kritischer Intelligenz, und das bedeutet: der Wille, auch solche Fragen zu stellen, deren Antworten un bequem sein könnten. Wenn die gegenwärtigen Raubkunst- und Restitutionsdebatten diese Bereitschaft befördern könnten, wäre schon einiges gewonnen.

Frank Zöllner lehrt Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Regel und Abweichung

Wenn Linguisten feiern, freut sich die Interaktion

Die Semantik von Kongresstiteln böte sich einmal als Thema der Linguistik an. Wie wäre etwa derjenige zu bewerten, der „Sprachwissenschaft im Fokus“ lautet? Über eine linguistische Tagung sagt er zunächst ja nur Selbstverständliches aus – an sich schon und weil sich Wissenschaft immer auch selbst reflektiert. Die entsprechend benannte Jahrestagung des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache (IDS) eröffnete gleichwohl Perspektiven. Die Institution feierte auf der aktuellen Tagung ihr fünfzigjähriges Bestehen und rekapitulierte die germanistische Linguistik der vergangenen fünf Jahrzehnte.

Der Aufbau des Instituts hatte die inhaltliche Gliederung vorgegeben: Der Lexik, Grammatik und Pragmatik widmen sich die drei Fachabteilungen hier, zudem hat die Computerlinguistik und Sprachanalyse mit Hilfe großer Datenbanken, wie sie elektronische Korpora bieten, einen guten Stand, was sich ebenfalls in den Vorträgen und Diskussionen spiegelte. Auch Prinzipielles fand seinen Platz, so im Vortrag von Angelika Linke (Zürich), die sich mit dem eher impliziten Menschenbild der Linguistik beschäftigte. Sprache als „das Menschlichste am Menschen“ sei viel zu lange als Organ des Gedankens, als eine kognitive Angelegenheit betrachtet worden – und Kommunikation dabei vor allem als Wissenstransfer. Demgegenüber machte Linke eine von Wilhelm von Humboldt herrührende dialogische Sprachauffassung geltend, die erst mit der allmählichen empirischen Wende der Linguistik in den siebziger Jahren in den Vordergrund getreten sei, um ihre Zunft dazu zu ermuntern, nicht Sprache und Sprechen gegeneinander auszuspielen, sondern vielmehr, den Menschen als „homo actans“ begreifend, die sprachliche Dialogizität noch genauer zu durchleuchten.

Passend dazu beschrieb ihr Züricher Kollege Heiko Hausendorf in seinen Anmerkungen zur Interaktionslinguistik die Sprache als soziale Realität sui generis und versuchte dabei eine scharfe Trennung zwischen Kognition und Kommunikation, wogegen Arnulf Deppermann, der Leiter der Abteilung Pragmatik, Einspruch erhob. Die konstitutive Gleichzeitigkeit von Sprechen und Hören erwähnte Hausendorf ebenso wie den „Interaktionsraum“ und die „Interaktionsarchitektur“, wodurch implizit auch zum Ausdruck kam, dass die Linguistik die wichtigsten „turns“ der Kultur- und Geisteswissenschaften durchaus mitvollzogen hat, in diesem Fall den „spatial turn“, den ebenso das Konzept des „Variationsraums“ der aktuellen Dialektologie belegt. Der „visual turn“ war dann eine nicht explizierte Voraussetzung im Vortrag von Werner Holly (Chemnitz), der sich dem „crosscodalen Zusammenspiel“ von Sprache, Bild und Text widmete. Allen drei Referaten wird man die Absicht bescheinigen, zu einer linguistischen Ganzheitlichkeit beizutragen.

Griffige neue Wege der Grammatikforschung beschrieb Angelika Wöllstein vom IDS. Große Sprachkorpora erlauben eine verlässliche Beschreibung der Varianten des Standarddeutschen, eine entsprechende „Variationsgrammatik“ wird derzeit am IDS erarbeitet. Quantitativ-statistisch statt theoretisch orientiert geht diese vor und kann laut Wöllstein belegen, dass so manche Regelabweichung – als Beispiele aus der gesprochenen Sprache nannte sie unkonventionelle Kombinationen von Verben mit dass-Sätzen oder zu-Infinitiven – nicht einer Unkenntnis, sondern einer semantischen Absicht geschuldet ist. Und die Lexikographie? Diese wichtigste Aufgabe der Sprachwissenschaft, so Wolfgang Klein (Nijmegen), müsse sich komplett auf internetgestützte lexikalische Informationssysteme verlassen, schon deshalb, weil sich weder private Verlage noch Akademien weiterhin in der Lage sähen, große gedruckte Wörterbücher zu finanzieren.

Klein, der im Auftrag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften das „Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache“ herausgibt, begreift die Zukunft nach Maßgabe des eigenen Projekts: Es gelte, das gesamte verfügbare Wissen über den Wortschatz digital zu erfassen und systematisch auszubauen, es mit bestehenden Wörterbüchern und Korpora zu vernetzen und jedermann frei zugänglich zu machen. Stefan Engelberg vom IDS empfindet es zudem als reizvolle Herausforderung, ein dynamisches Lexikon zu entwickeln, das lexikalischen Wandel schon in synchroner, kurzzeitiger Perspektive erfasst.

Heiter-rosige Aussichten für die Linguistik? Über Detailfragen sind einstweilen noch hitzige Auseinandersetzungen möglich. Peter Eisenberg (Potsdam) und Peter Gallmann (Jena) bestätigten es, als Gallmann über einige umstrittene Fälle der reformierten Rechtschreibung in der Fassung von 1996 sagte, sie hätten „kaum Störpotential“ besessen. Sprachliche Interaktion ist auch das. Insgesamt nährte die Tagung aber die Hoffnung, dass friedlichere Formen des Dissenses die künftige Arbeit prägen werden. Je mehr empirische Daten zur Verfügung stehen, desto eher gelingt wohl eine Interaktion über die Grenzen der Denkschulen hinweg. THOMAS GROSS

Die Vertreibung der Muslime aus Lucera

Glaubensstreit, Sklavenverkauf oder innerer Konflikt bei den Sarazenen? Ein neuer Erklärungsversuch

Wie in Spanien trafen im Mittelalter auch in Süditalien die christliche und die muslimische Welt aufeinander. Vom neunten bis zum elften Jahrhundert in muslimischer Hand, blieb Sizilien auch nach der Eroberung durch die Normannen ein Ort des Austausches zwischen den Kulturen. Muslimische Ärzte und Gelehrte bekleideten hohe Hofämter, die normannischen Herrscher ließen sich von arabischen Dichtern besingen. Auch wenn der Stauer Friedrich II. im Jahr 1223 die Muslime aus Sizilien vertrieb, so ließ er es doch zu, dass sich mehrere zehntausend von ihnen im apulischen Lucera ansiedelten. Knapp achtzig Jahre später kam jedoch auch für diese letzte größere muslimische Gemeinde Süditaliens das Ende, als ihre Bewohner von den Christen niedergemetzelt und in die Sklaverei verkauft wurden.

Über die Ursachen streiten Wissenschaftler seit mehr als hundert Jahren. Der Trierer Historiker Richard Engl bietet nun einen innovativen Erklärungsansatz („Das Ende muslimischen Lebens im mittelalterlichen Süditalien. Netzwerk-analytische Überlegungen zu einer hundertjährigen Forschungsfrage“ in: Gesellschaftliche Umbrüche und religiöse Netzwerke. Analysen von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Daniel Bauerfeld, Transcript Verlag, Bielefeld 2014). Bisher standen sich in der Forschung zwei gegen-

sätzliche Erklärungsmodelle gegenüber. Nach der auch heute noch vertretenen These des 1929 verstorbenen italienischen Mediävisten Pietro Egidio ließ der chronisch überschuldete Anjoukönig Karl II. die Muslime Luceras aus wirtschaftlichen Gründen überfallen und als Sklaven verkaufen. Hingegen wird auch – zuletzt von dem Cambridge Mittelalterhistoriker David Abulafia – die Auffassung vertreten, der König habe vielmehr aus religiösem Eifer gehandelt. Nach gründlicher Lektüre des reichen Quellenmaterials gelangt nun Richard Engl zu dem Schluss, dass weder finanzielle noch religiöse Motive der Auslöser für die Auslöschung des muslimischen Lucera waren. Die in den Quellen zu findende religiöse Argumentation mit dem Hinweis auf die Pflicht des Königs, das Christentum vor den Muslimen zu schützen, taucht denn auch erst lange Zeit nach den blutigen Ereignissen des Sommers 1300 in Lucera auf.

Für die Behauptung, die Anjoukönige hätten sich schon seit langem mit der Absicht getragen, dies Land von den Sarazenen zu entvölkern und dann mit Christen zu besiedeln, fehlt aus Engls Sicht der Beweis: Schon Karl I. von Anjou (1227 bis 1285) hatte, obgleich Verbündeter des Papstes, die Muslime toleriert, was auch lange Zeit für seinen Sohn Karl II. galt. Letzterer hatte sogar nur zwei Jahre nach

der Liquidierung Luceras mehreren hundert muslimischen Überlebenden gestattet, im apulischen Civitate eine Sarazenkolonie zu gründen und dort weiterhin ihre Religion zu praktizieren, auch wenn sie dort keine eigene Moschee errichten durften.

Was also geschah im August 1300 in Lucera? Völlig übersehen wurde bis heute, dass Karl II. nur wenige Tage vor der Vertreibung Friedensbotschaften an die Stadtväter richtete und ihnen seinen Schutz zusicherte. Anlass waren heftige Tumulte in der Stadt, denen die Historiker bislang keinerlei Bedeutung beimessen. Die Unruhen waren Engl zufolge Resultat der dramatisch zugespitzten sozialen Lage in der Stadt. Noch bis in die achtziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts hatte eine breite Schicht muslimischer Ritter als Mittler zwischen der Stadtbevölkerung und den Amtsträgern des christlichen Königs fungiert. Nur ein Jahrzehnt später war dieses Gleichgewicht empfindlich gestört, was dazu führte, dass einige wenige miteinander verwandte muslimische Ritter die Kontrolle über die Stadt an sich rissen. Der nun dominante Verwandtschaftsverband mit dem Ritter Abd al-Aziz an der Spitze nutzte seine Vormachtstellung, um immer mehr Besitztümer anzuhäufen und sich der Ländereien seiner Glaubensgenossen zu bemächtigen, die

ihre Seite mit immer höheren Steuern und Abgaben zu kämpfen und keine Fürsprecher mehr hatten – die lokalen Vertreter des Königs waren allesamt bestochen. Als die Klagen der ärmeren muslimischen Stadtbewohner Karl II. Ende Juli 1300 schließlich doch noch erreichten, war es freilich zu spät: Weil der König die verhassten Sarazenführer in Lucera so lange hatte gewähren lassen, richtete sich der Aufruhr jetzt auch gegen ihn. Dem Monarchen blieb wohl keine andere Wahl, als mit Gewalt gegen die aufgebrachte muslimische Bevölkerung vorzugehen, die nach Niederschlagung der Rebellion entsprechend der zeitüblichen Vorgehensweise gegen Aufständische zunächst auf das Umland verteilt wurde. Erst Monate später wurde – als Ausgleich für die ausbleibenden Steuern – mit der Konfiszierung ihres Besitzes und mit dem Verkauf der Muslime in die Sklaverei begonnen. Engl gelangt es, die beiden bisher in Konkurrenz stehenden Erklärungsmodelle zu verschmelzen: Dass es damals zu der Extremlösung der Entrechtung und Enteignung der Muslime kam, die wohlgeachtet aber erst Monate nach der Liquidierung Luceras in die Tat umgesetzt wurde, war laut Engl „gewiss nur vor dem Hintergrund zunehmend aggressiver religiöser Überzeugungen zur Zeit Karls II. denkbar“. JOSEPH CROITORU